



**MARTIN VON ARNDT**  
**RATTEN**  
**LINIEN**

**KRIMINALROMAN**

**ARS VIVENDI**

ars vivendi<sup>®</sup>

MARTIN VON ARNDT

# RATTENLINIEN

KRIMINALROMAN

ARS VIVENDI

Originalausgabe  
1. Auflage Oktober 2016  
© 2016 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,  
90556 Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Stefan Imhof  
Druck: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen. Das eingesetzte  
Material stammt aus ökologisch und sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.  
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-724-7

# Rattenlinien



# Prolog

Hammel weinen, wenn sie ahnen, dass sie zur Schlachtbank geführt werden.

Ein jäher Schmerz an der linken Stirnseite. – Warum dachte er an weinende Hammel?

Weil ihm selbst eine Flüssigkeit aus den Augen rann. Weil seine Mutter ihm von den Hammeln erzählt hatte, und er immer an seine Mutter dachte, wenn er seinen Tod erwartete. Oder weil die Stille nach dem Schlag beruhigend war wie ein Wiegenlied.

Der Schmerz am Stirnknochen. Ansonsten fühlte er sich merkwürdig leicht, sah für einen Moment den Himmel über sich, der sich hell aus den Silhouetten der Häuserdächer herausschälte. Der Mond war eine bleiche Sichel aus Stanniol, Weihnachtsmond, trauriger, silberner Weihnachtsmond. Dann schloss sich eine Hand um seinen Mantelkragen, man hob seinen Oberkörper an. Aus dem Häusergeviert sah er eine Faust auf sein Gesicht zukommen. Zwei schwere Ringe, beide an einem Finger. Kein weiteres Geräusch.

Später war da zuerst die Zunge. Erwachte aus ihrer Taubheit, ein Geschmack nach Blut und Eisen. Tastete sich von innen an den Lippen entlang, die wund waren, aufgeplatzt.

Fehlte ein Zahn? Wühlen der Zungenspitze. – Nein.

Die Nase? Gebrochen? Er kräuselte sie sachte. – Nein.

Irgendwann hatte er all seine Sinne und Glieder wieder beisammen. Und mit ihnen die Ereignisse, die zu seinem Niederschlag geführt hatten.

Sein Kopf dröhnte, das tiefe Pulsieren verließ allmählich die Stirn, er hielt die Augen geschlossen, unterschied zwei Stimmen. Unverständliche Worte, nicht deutsch, nicht italienisch. Keine ihm bekannte Sprache, mit keiner ihm bekannten verwandt. Sie konnten nicht allzu weit entfernt sein, zehn Meter. Höchstens.

Vom Kopf bis zu den Füßen spürte er einen Widerstand, also lag er. Auf der linken Körperseite. Er fühlte die Fesseln in seine Handgelenke

einschneiden, die Beine konnte er frei bewegen, die Hände waren hinter dem Körper zusammengebunden.

Er begann zu blinzeln, sah zwei Männer vor sich an einem Tisch sitzen. Lang und schlaksig, Wintermäntel, Atemwolken vor dem Gesicht. Vom Größeren nahm er einen Blick auf, der blickte den Kleineren an, dann schauten beide zu ihm, grinsten, zuckten mit den Schultern, fingen wieder an zu reden.

Sie spielten Karten.

Er sah sich um, soweit das seine Lage zuließ. Er befand sich in einem holzverkleideten Raum. Sehr grob behauenes Holz. Eine Hütte. Durch die Ritzen pfliff der Wind. Eine Tür, ihm gegenüber, hinter dem Tisch. Ein Fenster, halb verrammelt. Ein wenig Licht drang ein, schwer zu sagen, ob das der Mond oder die Morgendämmerung war.

Er machte eine Bewegung, um sich auf den Ellbogen abzustützen, doch die Schmerzen im Kopf ließen ihn zurückfallen. Die Männer lachten. Es verging einige Zeit, bis er sich, unter Zuhilfenahme von linkem Knie und rechtem Fußgelenk, abermals aufzurichten begann. Sein Gewicht ruhte jetzt auf dem linken Ellbogen.

»Wer seid ihr?«, fragte er auf Italienisch.

Keine Reaktion.

»Was wollt ihr?«

Die beiden spielten ungerührt weiter, aber sie sprachen nicht mehr.

»Geld? Wollt ihr Geld?«

Noch immer Schweigen. In der Ferne hörte er einen Hund anschlagen.

»Versteht ihr mich überhaupt?«

Er wiederholte seine Frage auf Deutsch, schließlich auf Englisch. Die Männer sahen einander an, der Größere stand auf, kam auf ihn zu und gab ihm eine Ohrfeige. Sie war so stark, dass er zurückprallte, mit dem Hinterkopf gegen eine Holzkante fiel und zum zweiten Mal das Bewusstsein verlor.

Er fand sich in einem Ertrinkungsraum wieder. Jemand hatte ihm den Kopf unter Wasser gestoßen. Er war ein kleiner Junge, konnte sich

nicht wehren. Seine Finger griffen ins Leere. Plötzlich fuhr er hoch, schlug die Augen auf. Man hatte ihm Wasser ins Gesicht geschüttet, vier Hände zerrten ihn vom Boden auf einen Stuhl und setzten ihn ab. Einer, dessen Gesicht er noch nicht gesehen hatte, drehte den Stuhl zu sich. Pockennarben, dort, wo sein wild wachsender dunkler Bart nicht wucherte. Stämmig, noch größer als die anderen, und wie sie schätzte er ihn auf Mitte, Ende zwanzig. Der Pockennarbige hielt eine Schöpfkelle in der Hand, bediente sich aus einem breitrandigen Krug und sagte mit starkem Akzent auf Deutsch: »Wasser?«

Er sperrte mechanisch den Mund auf, doch die Schöpfkelle war zu hoch angesetzt, und der größte Teil der Flüssigkeit rann an seinen Wangen herab; immerhin konnte er so viel mit seiner Zunge retten, dass ihn dieser Rest erfrischte.

»Wer bist du?«

»Steiner, Andreas. 1885 in Berlin geboren. Ich arbeite für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz.«

Kurz bevor die Handfläche auf seine Wange traf, sah er die Bewegung kommen, erkannte die Ringe wieder. Sie gehörten zu der Faust, die ihn gestern Abend niedergeschlagen hatte. Falls inzwischen nicht mehr Zeit vergangen war.

»Für wen arbeitest du?«

»Für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz.«

Ein Faustschlag von hinten, in die Nieren.

»Wer bist du?«

»Andreas Steiner.«

Er wurde nicht müde, Name und Beruf, die der amerikanische Geheimdienst in seinen Ausweis geschrieben hatte, zu wiederholen. Jedes Mal erhielt er einen Schlag. Er spürte, wie ihm Blut aus den Mundwinkeln und der Nase rann. Die Lippen schmerzten am meisten, erste Heilungsprozesse hatten eingesetzt, jetzt platzten sie wieder auf.

Er atmete flach, gegen die Schmerzen in den Nieren an.

Sein Standvermögen war noch immer brauchbar. Vielleicht lag es schlicht daran, dass er zahlreiche Gestapoverhöre überlebt hatte. Gegen die nahm sich das hier aus wie eine harmlose Kneipenrauferei.

Irgendwann machte der Pockennarbige ein Zeichen in Richtung seiner Gehilfen, verließ die Hütte, der Kleinste folgte ihm. Der mit den zwei Ringen war direkt vor ihm stehen geblieben, starrte ihm wie hypnotisiert ins Gesicht.

»Nicht mitbekommen? Herrchen ist schon weg!«

Kurz bevor ihn die nächste Ohrfeige traf, hörte er von draußen den Ruf »Zdravko!«

Allein zurückgeblieben, zerrte er an dem Seil. Die Verschlingungen um die Handgelenke saßen fest, aber er spürte eine Bewegung zwischen dem Knoten rechts und dem links, dazwischen hatte er jetzt zehn, vielleicht fünfzehn Zentimeter Leine. Als die Tür wieder aufging, sah er, dass der Morgen noch nicht dämmerte. Es war der Mond, der durch das Fenster schimmerte.

Dann kehrten die Männer wieder, bauten sich vor ihm auf. Der Pockennarbige sagte etwas, Zdravko zog ein Messer und schnitt ihm Mantel- und Hemdärmel bis zur Armbeuge auf. Sein Chef klopfte die Venen am Unterarm ab. »Schau, schau, Opa ist kein Kostverächter«, sagte er in fehlerfreiem Deutsch, aus dem nur der Akzent hervorstach, »diese Schläuche haben guten Stoff gekostet. Länger nicht mehr drauf gewesen, hm? Sollen wir dir etwas Gutes tun, kleines Wahrheitsserum?«

»Nein, nein!«, schrie er, während ihn zwei Männer auf dem Stuhl bändigten und ihr Chef eine Spritze aufzog.

Das Opiat, das man ihm in die Blutbahn jagte, nahm umgehend seine wühlende Arbeit auf. Ihm brach der Schweiß aus, er warf sich hin und her. Doch entweder lag es am jahrelangen Entzug, oder sie hatten ihm zu viel gespritzt: Momente später – der Chef hatte kaum begonnen, die Fragen nach seinem Namen und Auftraggeber wieder aufzunehmen – wurde er ohnmächtig und erschlaffte in den Händen seiner Entführer.

Er kehrte mit einem Schrei in die Gegenwart zurück.

Der Kleinste war mit ihm allein in der Hütte, saß am Tisch, las in einer Zeitung. Dann sah er zu ihm her, spuckte einige Worte zwi-

schen den Zähnen hervor und drehte den Stuhl um, sodass er ihm den Rücken wies.

Er konzentrierte sich darauf, dass es eine fließende Bewegung würde, ließ die Handfesseln übers Gesäß in die Kniekehlen gleiten, wälzte sich aufs Kreuz und schob die Hände unter den Stiefeln hindurch; winkelte das rechte Bein an, hievte sich in die Hocke, dann stürzte er nach vorn und schlang dem Überrumpelten das lose Zwischenstück seiner Handfessel um den Hals. Er zog zu. Der andere ruderte auf seinem Stuhl, griff nach dem Seil, konnte dessen Spannung nicht lockern. Eine heftig ausgeführte Drehbewegung riss beide zu Boden. Zwar kam er unter seinem Entführer zu liegen, doch zog er weiterhin mit aller Kraft an dem Seil. Ein Röcheln, eine Spannung, die den Leib vor ihm durchfloss, dann erlosch jede Bewegung, wurde das Gewicht, das auf ihm ruhte, schwer und immer schwerer.

Er löste die Fessel vom Hals seines Entführers, schob ihn von sich. Der Kopf schlug hart auf die Holzdielen auf. Er beugte sich über den anderen und stellte fest, dass er ihn bis zur Bewusstlosigkeit gewürgt hatte, stand auf, atmete mit rasselnden Lungen, ging zum Tisch und durchsuchte dessen Schublade nach dem Messer. Nachdem er fündig geworden war, schnitt er seine Fesseln mit einiger Mühe auf, griff nach dem Krug, trank und ließ etwas von dem Wasser über seine aufgeschürften Handgelenke fließen. Er tastete seinen Entführer nach Schusswaffen ab, fand keine, ging ans Fenster und hob eines der morschen Holzbretter an. Draußen war es taghell. Soweit er sehen konnte: niemand. Um ihn herum offenes Gelände.

Zurück am Tisch nahm er das Messer an sich und bewegte sich langsam auf die Tür zu. Sie war verschlossen, ließ sich aber über und unter dem Schloss leicht andrücken. Zwei Meter Anlauf – er rammte die Tür auf und begann zu rennen.

Herz und Blutkreislauf waren träge Tiere, kamen kaum hinterher, er hörte sich selbst japsen. Wenigstens hielt die Wirkung des Morphiums seine Schmerzen im Griff.

Er jagte fünfzig, sechzig Schritte über einen offenen, verschneiten Hügelkamm abwärts in die Deckung einer zweiten, kleineren Hütte.

Dort versuchte er zu Atem zu kommen, umklammerte das Messer fester. Er drehte sich um eine Hausecke und hörte eine Stimme rufen:  
»Zdravko: nalijevo!«

Das Durchladen zweier Pistolen.

# Teil 1

Genießt den Krieg, der Friede wird furchtbar sein.  
*(Deutsches Sprichwort)*

# 1.

## *Zwei Wochen zuvor*

Es war ein herrschaftliches Haus. Immer wenn er nach dem Spaziergang mit den Hunden an dessen Front entlangschlenderte und den Blick nach oben schweifen ließ, dachte er an die Villa im Grunewald, die sein Vater nach ihrer Rückkehr aus Italien gekauft hatte. Wäre er gebürtiger Amerikaner gewesen, hätte es ihn vermutlich an den Präsidentensitz vor seinem Umbau erinnert: ein Gebäude mit unzähligen Zierfeilern und einer Rotunde am Haupteingang, zu der blank polierte Treppen hinaufführten und deren Decke von vier riesenhaften weißen Säulen getragen wurde – eine durch und durch naiv anmutende Vereinigung von griechischem Tempel und britischem Gutshaus. Es verkörperte nahezu perfekt, was dieses Amerika war: eine Spielwiese für die Unbedarften, für die Glückssucher, und der große Rest, zu dem er sich selbst zählte, musste wenigstens keinen Eintritt für den Park berappen.

Diese Villa war seit fast zwölf Jahren seine Heimatadresse: Arlington County, USA, gleichsam in Rufweite zum Pentagon, dem Sitz des neuen Kriegsministeriums. Und seit zwölf Jahren war er Staatsbürger des Landes, das den Krieg gewonnen hatte, das mit einer intensiven, mehr oder weniger »cleanen« Kraftanstrengung das alte Europa, ja, die Welt gerettet hatte. »Clean« war das richtige Wort, in jeder Hinsicht: Die Villa, der Park um sie herum, die Vorstadt, die sich vor ihnen erstreckte, waren clean. Selbst das Wetter war clean, sommers warm, ohne aufdringlich zu sein, winters lau, mit genau ausreichendem Schneefall, um Kinder glücklich zu stimmen, und der Herbst sammelte Laub, das niemandem lästig war, vielmehr die Farbpalette des städtischen Horizonts bereicherte. All dies war ein Traum von säuglingshafter Hygiene und Geborgenheit, und hätte Andreas Eckart jemanden gehabt, dem er hätte schreiben, für den er seine ganze, tief empfundene Undankbarkeit hätte in Worte fassen können, wäre alles anders gekommen. So aber war er mehr oder weniger abgetaucht, um ein wenig nach sich und dem Rechten zu sehen. Das Rechte hatte er für gut, sich selbst für

angezählt befunden. Regelmäßig wiederkehrende Phasen von nervösem Erbrechen hatten zu einem kaum ausgeheilten Magengeschwür geführt. Der nächste Schritt, darin war er sicher, würde den Krebs bringen, der das Morphium, und dann hätte er ohnehin alles hinter sich.

Eckart sah aus dem Fenster in den spätherbstlichen Park. Draußen war ein Hausangestellter mit dem Vertikutieren des Rasens beschäftigt, seine Bewegungen wirkten seltsam unflüssig, wie die eines Boxers, dessen Schläge auf der Hälfte des Weges in der Luft versackten. Dann zwang er seine Aufmerksamkeit zurück auf die vor ihm stehende Schreibmaschine und das Buch mit den vielen handschriftlichen Markierungen, das er an den Rand des Tisches gerückt hatte. Eckart war ein groß gewachsener und durch sein Magenleiden noch immer schlanker, beinahe ein wenig ausgemergelt wirkender Mann von sechzig Jahren. Er hatte, außer an den Schläfen, wo es vollständig silbergrau schimmerte, noch immer fast nachtschwarzes Haar, ein grünes und ein braunes Auge; eine eigentümlich fahle Gesichtsfarbe trug dazu bei, dass sich die Augenränder, die er auch dann hatte, wenn er einmal ausgeschlafen war, noch dunkler ausnahmen. Selbst wenn er frisch rasiert war, sah man einen blauen Bartschatten in seinem Gesicht. Man schätzte ihn gemeinhin jünger, weil seine ganze Körperspannung etwas Drahtiges hatte, den ehemaligen Polizisten verriet, der auf den Straßen Berlins unterwegs gewesen war und seinem Körper viel abverlangt hatte.

Nachdem er einige Zeilen des Buches überflogen hatte, begann Eckart zu tippen. Dabei hielt er immer wieder inne, weil er nur ein Drei-Finger-Suchsystem mit der linken Hand beherrschte. Außerdem hingen einige Typenhebel, die wichtigsten der englischen Sprache, fanden den Weg zu ihrem Ausgangspunkt nicht mehr, sodass sie sich, bei schnellerer Handhabung, mit ihren Nachbarbuchstaben verkeilten und er sie erst mühsam wieder aus der Konfrontation lösen und zu ihrem angestammten Platz zurückführen musste.

Solange er die Unzulänglichkeiten bei der Arbeit auf die Maschine schieben konnte, musste er sich wenigstens nicht über sein Englisch

ärgern, das er erst nach seiner Auswanderung aus Deutschland erlernt und ihn, den Sohn einer Römerin und eines Berliners, der mit den weichen Lauten der italienischen Sprache aufgewachsen war, enorme Mühen gekostet hatte. Um einigermaßen überprüfbare Fortschritte zu machen, hatte er damit begonnen, deutsche Bücher ins Englische zu übersetzen. Nachdem Amerika Deutschland den Krieg erklärt hatte, war es zu seiner einzigen Beschäftigung geworden, die er auch nicht unterbrach, als dann der Krieg endete und die Riege derjenigen Deutschen, deretwegen er das Land verlassen hatte, zum Teufel gejagt wurde. Eckart war einmal ein politischer Mensch gewesen, doch diese Zeiten waren vorbei.

Er stutzte, lehnte sich nach vorn und versuchte, möglichst ohne Druckerschwärze abzubekommen, die Liebkosung von »W« und »S« zu lösen, als es an der Tür pochte. Eckart sah auf, zog seine Taschenuhr, ein Erbstück seines Vaters, und fand, dass es für den Tee doch etwas zu früh war. Noch bevor er »Herein« rufen konnte, trat Liam ein und hielt eine halb geschälte Orange in der Hand.

Liam Ciskey, ehemaliger amerikanischer Botschaftsangestellter in Berlin, war wenige Jahre jünger als Eckart, ebenso eingefleischter Junggeselle und wenig motiviert, an diesem komfortablen Zustand etwas zu ändern. Ein gemeinsamer Bekannter hatte ihn einmal das »Liebeskind von Errol Flynn und einer Schleihereule« genannt. Vom umschwärmten Schauspieler hatte er Bärtchen, Haare und Gesichtsschnitt, Mutter Eule steuerte Augen und Nase bei. Immerhin verlieh sie seinem Gesicht dadurch den nötigen Ernst, der seinem Charakter ansonsten vollkommen abzugehen schien. Er war klein und gedrun-gen, im Stehen nur um ein wenig größer als sein sitzender deutscher Freund.

Eckart hatte Liam 1932 im Rahmen eines Botschaftsempfangs kennengelernt, für dessen Sicherheit er zuständig gewesen war. Er hatte einen angespannten Abend hinter sich, als er den Amerikaner, dessen vorherige Stunden ungleich entspannter, da alkoholierter, vergangen waren, bei seiner Schlusszigarette zufällig vor dem Botschaftsgebäude traf. Sie kamen eher beiläufig ins Gespräch über Sport in Europa und

Amerika, aus der einen Zigarette wurde ein Dutzend, und die Herren vom Diplomatischen Corps hatten längst das Gebäude verlassen, als Liam und Eckart sich per Handschlag zu einem Boxkampf am nächsten Wochenende verabredeten, der einzigen Sportart, auf die sich die Männer aus der Alten und der Neuen Welt hatten einigen können. In einer Spelunke im Wedding sahen sie den »Zigeunerkönig« Rukeli Trollmann, der seinen Gegner im Ring nach allen Regeln der Kunst verdrosch und dabei noch das Publikum zum Lachen brachte, indem er in den Kampfpausen Liegestütze absolvierte, um einigermaßen warm zu bleiben. Die kompakte Bierdunstgemütlichkeit und das wie toxisch wirkende Testosteron ließen Liam und Eckart schon an ihrem ersten gemeinsamen Abend Bruderschaft trinken.

Als ein Jahr später Trollmann an einem denkwürdigen Abend der Deutsche Meistertitel, den er sich einwandfrei erboxt hatte, aus rassistischen Gründen verweigert wurde, war die Stimmung zwischen den interkontinentalen Freunden schon an einem Punkt, an dem Liam erstmals erklärte: »Wenn's hier hart auf hart kommt, hol ich dich raus, Andy!«

Es kam hart auf hart.

Der Orangenduft wehte ihm in leichten Brisen voraus, als Liam näher trat. Eckart winkte sofort ab, denn er wusste, dass er sonst genötigt würde, von der Frucht zu kosten (»An orange a day ...«), und das hätte sein übersäuerter Magen nicht ausgehalten; er beugte sich, Geschäftigkeit vortäuschend, tief über sein Buch, über die Schreibmaschine, anschließend wieder übers Buch. Dann hörte er das Lachen des ehemaligen Botschaftsangehörigen:

»Die Polizei in Preußen von 1815 bis 1849? Jesus!, wer soll das denn lesen wollen, Andy?«

»Na ja, es ist nicht *diese* Art von Übersetzung«, antwortete Eckart. Er versuchte seine Stimme nicht eingeschnappt klingen zu lassen.

»Nicht *diese* Art? Was meinst du denn damit? Welchen Sinn haben Übersetzungen, wenn sie niemand liest? Dann können die Bücher doch gleich im Original bleiben.«

»Warum denkt ihr Amerikaner bei allem gleich ans Verkaufen?«

»Weil unsere europäischen Verwandten zu selten daran denken, und einer in der Familie muss die Finanzen im Auge haben. Das Leben hier ist teuer.«

»Wem sagst du das, Liam?!«

Teuer war eindeutig untertrieben. Als Eckart nach seiner Auswanderung mit den Resten seines väterlichen Erbes und dem, was er in seinen Zeiten bei der Berliner Kripo und der Politischen Polizei angespart hatte, in den USA ankam, hatte er keine Vorstellungen davon, wie er seinen Alltag finanzieren würde. Er war froh, aus dem Deutschen Reich entkommen zu sein, in dem man ihm nach dem Leben trachtete, ein Deutschland, für das er einmal, kaum war der erste dieser Weltkriege vorbei, den Kampf aufgenommen hatte, auf dass es ein demokratischer Staat in einem neuen, freien Europa werde. Dann waren alle siegesbesoffen mit ihren Hakenkreuzen in den Untergang gerast, und er saß in einem Vorort von Washington und wunderte sich, welchen materiellen Preis er für seine neue Existenz bezahlen musste. Natürlich wusste er, dass Amerika ein hoch industrialisiertes Land war, solche Länder waren nun einmal teuer, aber ihm schienen es schlicht Phantasiepreise, die man ihm für Miete und Essen abnahm. Nach einem Jahr in den USA hatte er mehr als die Hälfte seines aus Deutschland geretteten Geldes verloren – würde er nicht enden wollen wie viele seiner Landsleute, in einem Armenspital oder mit einem Sprung von der nächstgelegenen Brücke, musste er sich dringend etwas einfallen lassen. Er hätte versuchen können, wieder zu praktizieren, schließlich war er gelernter Nervenarzt, zudem ausgebildeter Psychoanalytiker; aber das war mehr als zwanzig Jahre her, vor dem Ersten Weltkrieg. In der Sprache seiner neuen Heimat würde er keine Analysestunden halten können, ohne die Hälfte der für die Behandlung entscheidenden Wörter, Sätze, Fehlleistungen und Ironien zu verpassen, und die Deutschen, die es hier gab, hatten weder das Geld, einen Analytiker zu bezahlen, noch verstanden sie, wofür diese Behandlung eigentlich gut war. Die meisten endeten einfach im Potomac.

Als Eckart gerade wieder am Anfang seiner Überlegungen stand, rettete ihn Liam, dessen Mutter eben gestorben war. Nach der Beerdigung trafen sie sich zum Leichentrunk in der elterlichen Villa. Liam hatte mit schwerer Schlagseite, die auf seinen geliebten Brandy zurückzuführen war, verkündet, er habe seinen Freund in die USA gelockt und viel zu lang alleingelassen. Damit sei nun endgültig Schluss; deshalb habe er kurzerhand beschlossen, dass Eckart bei ihm einziehen müsse, das Haus sei nach dem Tod der Mutter ohnehin viel zu groß, zu einsam und zu dunkel für ihn. Außerdem brauchte Liam jemanden, der ihm die Hunde abnahm. Die eigenwillige alte Dame hatte ein testamentarisches Bleiberecht für sie verfügt, und da Liam weder wagte, den Willen seiner Mutter anzufechten, noch mit den drei »Bestien« klarkam, die Eckart bei seinem Kondolenzbesuch wunderbarerweise lieb gewonnen zu haben schienen, war neben dem Aufenthalt der Tiere auch der des ehemaligen Kommissars geklärt. Liam hätte es als persönliche Beleidigung betrachtet, wenn dieser sich an den Haushaltskosten beteiligt hätte, und so schrumpfte der Rest von Eckarts Vermögen nicht weiter. Zumindest nicht in erheblichem Maße.

Sein Aufenthalt in Liams Haus sah Hitlers Einmarsch in Polen, einen Blitzkrieg im Westen, den Überfall auf die Sowjetunion, den Angriff auf Pearl Harbor, die Invasion der Normandie, den Untergang der Nazigoldfasanen, Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, und Eckart schickte die Deerhounds in den cleanen Regen, bastelte an seinen Übersetzungen und einem Magengeschwür und war unfähig, an seiner Lebenssituation irgendetwas zu ändern.

»Andy, hallo? Jemand zu Hause?«

Liams Worte verklangen. Er hatte sich auf einen freien Stuhl neben dem Schreibtisch gesetzt und biss in seine Orange.

»Hm?«

»Ob du in dieser Woche eigentlich mal draußen warst.«

»Nicht direkt.«

Eckart tat weiterhin beschäftigt – wenig überzeugend, wie er selbst fand. Er zurrte das vollkommen zerknitterte Farbband zurecht. Liam

# EUROPA 1946

Scharenweise versuchen deutsche Kriegsverbrecher, sich auf den sogenannten »Rattenlinien« über die Alpen und Italien nach Übersee abzusetzen. Andreas Eckart, in der Weimarer Republik bei der Berliner Kripo und später in die USA geflohen, wird von einem Spezialkommando der Army angeheuert, Jagd auf flüchtige Nazis zu machen. Schnell wird klar, dass die Amerikaner auch seinen ehemaligen Kollegen und Rivalen Wagner, den »Schlächter von Baranawitschy«, im Visier haben. Die Spur führt zu einem geheimnisvollen Kloster in den Alpen ...

»Ein genialer Mix aus Doku-Fiction, skandalöser Enthüllungsgeschichte und einem Politthriller mit psychologischem Tiefgang.«  
SWR über *Tage der Nemesis*



ars vivendi 